

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Band: 65 (1920)

Heft: 18

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 18 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", Mai 1920, No. 5

Autor: Eberli, A. / Burkhardt, C. / Brauchlin, E.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N^o 18 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1920

MAI

No. 5

Das Schulaquarium als Grundlage des naturkundlichen Unterrichts der VI. Klasse. Von A. Eberli, Kreuzlingen.

Wer als Naturfreund den Vorzug genießt, Seen, Weiher, Flüsse und Bäche zu den landschaftlichen Bestandteilen seiner Heimat zu zählen, fühlt sich unwillkürlich hingezogen zum Wasser, der Kinderstube allen organischen Lebens. Insbesondere liegt es dem Lehrer, der sich im naturkundlichen Unterricht mit den einheimischen Pflanzen und Tieren zu beschäftigen hat, nahe, sich mit der vielgestaltigen Lebensgemeinschaft des Süßwassers auf eine befriedigende Art auseinanderzusetzen. Es ist indessen keine ganz leichte Sache, den Schleier zu lüften, der das Sein und Werden von tausend und abertausend Organismen im Wasser und seiner Umgebung mit geheimnisvollem Dunkel umhüllt. Spaziergänge und Exkursionen an die Ufer unserer Gewässer in den verschiedenen Jahreszeiten sind sehr lehrreich. Aber sie mögen das elementare Interesse der Kinder an den Mysterien des Wasserlebens mehr nur zu wecken, als zu befriedigen. Bei Klassenspaziergängen fällt, wie jeder Erfahrene weiss, vielfach recht wenig ab für direkte Tierbeobachtung. Und doch, wollen wir einen Teil der Rätsel lösen, die die Natur dem jugendlichen Forschergeiste darbietet, so kann das nur auf Grundlage der Anschauung geschehen. Können wir daher mit der Schule nicht so oft als wünschenswert in die Natur hinaus, um hier in der Stille zu beobachten, dann umgekehrt: Hincin mit der Natur in die Schulstube! Ein Stück Natur im Unterrichtszimmer, einen Teich im Kleinen, kann uns am besten das Aquarium bieten.

Wer sich unter einem Schulaquarium einen Tummelplatz aller möglichen Wassergeschöpfe vorstellt, die sich gegenseitig bekämpfen und auffressen, möge sich auf den Zweck besinnen. Dieser besteht nicht in der Befriedigung privater Liebhabereien, sondern darin, einen Unterkunftsraum zu schaffen, worin das Wassergetier ungefähr die gewohnten Lebensbedingungen vorfindet und sich, für eine gewisse Zeit wenigstens, wohl fühlt. Wir verzichten auf alle Künstelien (Heizung, Durchlüftung) und führen unsern Plan so durch, wie er auch in einfachsten Verhältnissen ausführbar ist. Was den Wasserbehälter anbetrifft, so sind einige kleinere, prismatische Glasgefäße einem einzigen grossen vorzuziehen (Akkumulatorträger). Die vielfach gebräuchlichen Fischgläser oder Fischkloeken mit engem Hals sind durchaus ungeeignet (Luftzufuhr!). Als Standort wählen wir das Gesimse eines Ost-, Nord- oder Westfensters. Zu unterst streut man gut gewaschenen Seesand, lässt jedoch den Grund nach einer Seite hin etwas abfallen (Schlammkegel). Nachdem man vorsichtig etwas Wasser zugegossen hat (ohne den Boden aufzuwühlen), setzt man die Wasserpflanzen ein, unter denen sich wo möglich einige einheimische befinden sollten. Empfehlenswert sind: Wasserpest (Elodea), Hornkraut (Eratophyllum), Vallisneria (vermehrt sich hübsch durch Ausläufer), Myrophyllum (Tausendblatt), Ludwigia. Diese Wasserpflanzen bilden nicht nur eine Zierde unseres Behälters, sondern, indem sie zu der Tierwelt in Beziehung treten, sorgen sie für Reinigung des Wassers, so dass diese nicht erneuert zu werden braucht. Je mehr lebende Gewächse, desto günstiger im allgemeinen die Bedingungen für die Tiere (Absorption von Kohlensäure und Abgabe von Sauerstoff durch die Blätter als Atemluft). Als Schutzvorrichtung gegen den Staub benützen wir eine Glasplatte, die, oben auf Korkzapfen lagernd, den Luftzutritt nicht hindert.

Nach 8-10 Tagen sind die Pflanzen angewachsen und es steht der Einsetzung von Tieren nichts mehr im Wege.

Was die Aquariumpflege anbetrifft, so muss sie für unsere besonderen Zwecke möglichst vereinfacht werden. Es sollte von Anfang an ein bestimmter Plan zugrunde liegen.

Das Heimexperimentieren mit einer wahllos durch den Zufall zusammengetragenen Tiergesellschaft würde nach wenigen Tagen mit einem Fiasko endigen. Es empfiehlt sich, aus der Vielheit der tierischen Erscheinungen auszuwählen und ein Einzelwesen um das andere den Schauplatz des Aquariums betreten zu lassen, wo es die ganze Aufmerksamkeit der Klasse auf sich vereinigt. Ist ein Tier beobachtet, hat es uns alles geboten, was von ihm zu erwarten ist, dann setzen wir es liebevoll wieder aus, an den Ort seiner Herkunft. Dieses Vorgehen bietet folgende wertvolle und kostbare Vorteile: Einmal ist es dadurch, dass wir im allgemeinen gleichzeitig nur Tiere einer Gattung im Aquarium halten, möglich, wirkliche Tierbeobachtungen zu machen. Dann vereinfacht sich auch die stets schwierige Ernährungsaufgabe in bedeutender Weise. Endlich vermeiden wir auf diese Art am besten peinliche Situationen, die sich daraus ergeben, dass Tiere im Aquarium zugrunde gehen. Auf diesen Punkt möchte ich ganz besonderen Nachdruck legen. Mit geradezu ängstlicher Sorgfalt wollen wir verhüten, auch nur ein Tier unserer Wisbegierde zum Opfer werden zu lassen (Verantwortungsgefühl!). Es muss den Schülern in Fleisch und Blut übergehen, dass der, welcher ein Tier seinem natürlichen Lebenskreise entzieht, die Verpflichtung auf sich ladet, für geeignete Lebensbedingungen zu sorgen, ansonst er es langsam himmordet. Dies ist jedoch oft schwer, ja fast unmöglich, und deshalb erscheint es mir als das einzig richtige, unsere Wassertiere nur zu Gastspielen zu verpflichten, die nicht etwa mit lebenslänglichem Zuchtthaus oder gar Tod endigen. Es handelt sich hier um die wichtige erzieherische Seite dieses Unterrichtes (Gesinnungsunterricht, ethisches und religiöses Prinzip).

Die „Behandlung“ der Tiere gestaltet sich für Lehrer und Schüler zu einer Angelegenheit, die nicht viel mit der gequälten schulmässigen oder gar schulbuchmässigen Erledigung zu tun hat. Hier herrscht Leben, Interesse, Freude. Es hat sich als zweckmässig erwiesen, in der Regel jede Woche ein neues Tier in Angriff zu nehmen. Das gesamte Pensum des naturkundlichen Stoffes lässt sich auf diese Art leicht im Sommerkurs bewältigen. Selbstverständlich reicht dazu eine Wochenstunde nicht aus. Naturkunde ist eigentlich „Trumpf“ auf dem Stundenplan des Sommers. Was in andern Fächern versäumt wird, kann leicht im Winter ausgeglichen werden. Eigentlich geht kein Tag vorüber, ohne dass die Erkenntnis der jungen Naturforscher nicht wächst! Wie gestaltet sich nun in der Regel, ohne eine bestimmte Schablone aufzustellen, die naturkundliche Behandlung im Verlauf einer Woche? Am Montag wird ein neues Tier eingesetzt (Mitteilung über Name, Fundort, Fang usw.). Die folgenden Tage sind der Beobachtung des Castes gewidmet (Pause, vor und nach dem Unterricht). Etwa am Donnerstag erkundigt man sich nach den Beobachtungen der Schüler, erklärend und belehrend, indem man auf weniger augenfällige Erscheinungen hinweist (Bewegungen beim Schwimmen, Gehen usw.). In der eigentlichen Naturkunde-stunde werden die Tiere skizziert nach ihrer Gesamterscheinung und Teilen (Glieder, Fresswerkzeuge, Atmungsorgane, Blick ins Innere) vom Lehrer an die Wandtafel, von den Schülern auf Papier und die nötigen Stichwörter dazu geschrieben. Am Samstag erfolgt Repetition, sprachliche Zusammenfassung, auf der Rückseite des Skizzenblattes schriftlich festgehaltene Sprachübung (freies Aufsätzchen), Diktat, Wortfamilien usw.). Es steht dem Lehrer natürlich die Möglichkeit offen, in der Fächerverknüpfung noch weiter zu gehen, vor allem das Lesen (Schulbuch), den Gesang (Tierlieder) und das Zeichnen (ev. Modellieren) mit dem naturkundlichen Stoff zu verbinden im Sinne der Konzentrationsideen (siehe Ausstellung im Pestalozzianum).

Als Pensum des letzten Schuljahres hat sich folgende

Tierreihe ergeben (VI. Klasse): 1. Schwanzlurche: Molch, Salamander; 2. Froschlurche: Wasser-, Gras-, Laubfrosch, Kröte, Unke; 3. Schnecken: Wasserschnecke, Tellerschnecke; 4. Käfer: Pechschwarz, Kolbenwasserkäfer, Gelbrand, Taumelkäfer; 5. Schinnetzflügler: Libelle; 6. Netzflügler: Köcherfliege; 7. Muscheln: Teichmuschel; 8. Spinnen: Wasserspinne; 9. Zweiflügler: Stechmücke, Schnake; 10. Fische: Goldfisch, Forelle, Hecht; 11. Krebse: Bachkreb, Bachflohkreb; 12. Wanzen: Wasserläufer, Wasserskorpion, Rückenschwimmer; 13. Ringelwürmer: Pferdeegel, Blutegel; 14. Schlangen: Ringelnatter; 15. Watvögel: Fischreiher, Storch; 16. Schwimmvögel: Ente, Gans, Schwan.

Es eignen sich natürlich nicht alle Tiere in gleicher Weise zur Haltung im Aquarium. Oft mag auch eine der verschiedenen Lebensformen genügen (Eier, Larve, Puppe). Ein „Natterhead“, das wir am Rande eines Teiches finden, berechtigt uns wohl, auch die Ringelnatter in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, um so mehr, als wir ein Exemplar in Spiritus in unserer Tiersammlung besitzen. Willkommen heissen wir auch einige Wasservögel, die im Vergleich zur kleinen Lebewelt des Wassers etwas Romantik ins Programm bringen. So leiten wir anhand des ausgestopften Fischreiters zum heimeligen Storch über und kommen von der schönfarbigen Ente ganz von selbst auf die „dumme“ Gans und den stolzen Schwan. Es ist klar, dass sich die Tierreihe, namentlich für Seeanwohner, noch bedeutend vermehren liess. Doch kommt es ja hier nicht auf Quantität an, vielmehr auf Qualität des Behandelten. Schon eine beschränkte Anzahl von Tieren dürfte genügen, um gewisse einfache Gesetze, wonach sich das Tierleben im Wasser vollzieht, abzuleiten (Anpassung, Bewegung, Ernährung, Schutzeinrichtungen, Bewaffnung, Vermehrung, Atmung usw.).

Überaus kurzweilig und sinnreich gestalten sich Repetitionen im Wintersemester, wenn man die bekannte Tierreihe nach einheitlichen biologischen Gesichtspunkten durchwandert. Als besonders dankbar haben sich folgende Lektionsthemen erwiesen: Wie die Tiere im Wasser sich bewegen; wie die Tiere im Wasser sich ernähren; wie die Tiere im Wasser ihre Beute ergreifen; wie die Tiere im Wasser sich vermehren; wie die Tiere im Wasser bewaffnet sind; wie die Tiere im Wasser geschützt sind (Schutzfarbe).

Auf die Frage: Was verdankt die Schule dem Belehrungs-, Erziehungs- und Unterhaltungsmittel Aquarium? lässt sich zusammenfassend folgendes antworten:

1. Weckung und Pflege der Beobachtungsgabe, Erziehung zum Sehen.
 2. Kenntnis der wichtigsten Wassertiere unserer Teiche. Klare, auf Anschauung und Beobachtung gegründete Vorstellungen von den Tieren, ihren Organen und Lebensäusserungen.
 3. Aufklärung über traditionelle Irrtümer, wie: Der Fisch hat Durst, die Mücke einen Stachel, die Schlange sticht, die Kröte speit Gift, der Hecht frisst seine eigenen Jungen, die Libelle hat es auf die Augen der Menschen abgesehen usw.
 4. Interesse, Verständnis, Freude und Liebe gegenüber der kleinen Tierwelt (Tier- und Naturschutzgedanke, Heimatschutz). Vertiefung zur Liebe an Natur und Heimat überhaupt.
 5. Gemüts- und Charakterbildung (Freude am Schönen, Quale nie ein Tier zum Scherz, Du sollst nicht töten!), ästhetische, ethische und religiöse Erziehung.
- Für den Lehrer aber bedeutet die Führung eines Schulaquariums einen mächtigen Ansporn zur Weiterbildung, einen frischen Impuls zu freudiger Berufstätigkeit und einen Born reinen Genusses und innerer Befriedigung.

Nichts Grösses und Gutes fällt vom Himmel. Alles kommt als Ertragnis harter Arbeit aus dem Mutterschooss der Erde. Auch die höchsten sittlichen und geistigen Güter. Es wird uns nichts geschenkt. Der Tor, der das erwartet, bleibt ewig ein Narr und ein Bettler, hat weder Haus noch Herd, weder Heimat noch Vaterland und Staat.

Diktate, vorwiegend erzieherischen Zwecks, memoriert und rezitiert. Von C. Burkhardt, Sekundarschule Basel.

Basel, 28. April 1919. Nun bin ich in der Sekundarschule und zwar in der Klasse 1q. Dieselbe zählt 41 Schüler. Ich habe also 43 Kameraden oder Klassengenossen. Mein Klassenlehrer ist Hr. B. Die Herren X, Y und Z sind meine Fachlehrer. Ich will mich bemühen, recht viel zu lernen, ein braver Junge und ein guter Kamerad zu sein.

Basel, 5. Mai 1919. Wir kleinen Jungen schwatzen gar gern. Auf der Strasse und daheim ist dies auch erlaubt. In der Klasse aber ist es verboten, weil es dieser schaden würde. Wenn einer etwas sagen möchte, muss er sich durch Handaufheben anmelden und abwarten, ob ihm der Lehrer die Erlaubnis hiezu gibt.

Basel, 8. Mai 1919. Gestern redete ein Kamerad in die Klasse hinein, was verboten ist. Der Lehrer fragte nach dem Schwätzer. Niemand meldete sich. Endlich gab ein Nachbar den Fehlbaren an. Dieser erhielt ein paar Tälzen, nicht weil er geschwätzt hatte, sondern weil er sich nicht sofort selber angezeigt hatte. Hätte er dies getan, so wäre er mit einem Verweis davongekommen.

Basel, 14. Mai. Heute mittag um 2 Uhr fehlte unser Kamerad St. Aber um 3 Uhr erschien er. Er erzählte, er habe eine dringende Kommission machen müssen, er habe sich aber sehr beeilt, um doch noch in die Schule kommen zu können. Der Lehrer lobte ihn für seinen Eifer, und er erwartet, dass wir im gleichen Falle gleich handeln werden.

Basel, 19. Mai 1919. Gestern hielt unser Lehrer wieder Inspektion über unsere Hände. Wären alle sauber gewesen, so hätten wir sagen können: Unsere Klasse ist eine ganz reinliche Gesellschaft. Nun hatte aber einer schwarze Nägel. Dieser einzige war schuld, dass unsere Klasse keine ganz saubere war. Der Fehlbare musste sich schämen, aber die ganze Klasse mit ihm. Wenn ein Kamerad es an etwas fehlen lässt, so bringt er Schande über sich, aber auch über die ganze Klasse.

Basel, 30. Mai 1919. Eine Klasse gedeiht nur bei Ordnung und Stille. Wer diese stört, schadet ihr. Ein guter Klassenbürger wird deshalb jede Störung zu vermeiden suchen. So tat unser Kamerad Sch. Er hatte Schnupfen und Hustenreiz. Er bezwang sich aber und enthielt sich des Hustens, obgleich ihm dies beschwerlich fiel. Es schüttelte ihn, aber er gab nicht nach. Er besiegte sich selbst, um der Klasse Störung zu ersparen. Sch. ist ein junger Held und ein musterhafter Klassengenosse.

Basel, 6. Juni 1919. Wir jungen Leuten haben bei diesem warmen Juniwetter oft schweissige Hände. Mit solchen können wir nicht schreiben. Sie müssen also abgewischt, getrocknet werden. Wie wird das nun ausgeführt? Der eine zieht mit Bedacht sein Taschentuch hervor und trocknet die Finger daran ab. Der andere aber geht viel schneller zu Werke. Wozu hat man denn die Hosen? dankt er und reibt die schweissigen Hände an den Hosen ab. Dadurch erniedrigt er aber diese zu einem Handtuch und sich selbst zu einem Handtuchständer. Das Schlimmste aber ist seine Rücksichtslosigkeit gegen die Mutter, welche die geschändeten Hosen mit saurer Mühe wieder zu Ehren bringen muss.

Basel, 23. August 1919. Gestern befahl uns der Lehrer in der Deutschstunde, die Lesebücher hervorzunehmen. Wir gehorchten. Da klatschte es laut durch die Stube, so dass einige Kameraden zusammenfuhren. Was war geschehen? B. hatte auf solche Weise sein Lesebuch auf den Tisch gebracht. Er benahm sich wie ein kleines, noch unvernünftiges Kind, das am Lärm seine Freude hat, und das sich umso wichtiger dünkt, je grösser der Lärm ist, den es hervorzubringen vermag. B. strebt, wie es scheint, nach dem Ruhm eines Böbés; wir andern dagegen trachten danach, verständlich und anständig zu sein und so wenig Lärm als möglich zu machen.

Basel, 2. September 1919. Die Pausen sind da zur Erholung und Erfrischung der Schüler. Alle gehen mit einander hinaus und kehren nach der Pause miteinander zurück. Letzteres ist nötig, damit der Lehrer, der auf uns wartet, den Unterricht sofort wieder aufnehmen kann und

nicht auf diesen oder jenen Nachzügler warten muss. Daraus folgt, dass jeder, der ein Bedürfnis zu befriedigen hat, dies im Anfang der Pause tun muss und nicht bis zu deren Ende warten darf. Wenn die Klasse geschlossen ins Schulzimmer zurückkehrt, so geht es nicht an, dass einer noch schnell die Reihe verlässt und an den Brunnen oder anderswohin geht; es sei denn, er halte sich für so wichtig, dass die ganze Klasse und der Lehrer wohl auf ihn warten können.

Basel, 6. November 1919. Sobald ich meine Klasse betreten habe, bin ich nicht mehr mein eigener Herr; ich gehöre der Klassengemeinschaft an, und diese ist nun meine Gebieterin. Sie verlangt von mir, dass ich auf manche Freiheiten verzichte, die ich daheim und auf der Gasse habe. Sie schränkt mich ein und bindet mich. Solche Gebundenheit könnte mich unglücklich machen, wenn ich nicht wüsste, dass nur so ein Gedeihen der Klasse möglich ist. Wie wichtig ich mir auf einmal vorkomme! Von mir hängt es ab, ob es meinen Kameraden wohl oder übel gehe. Wäre ich nun boshaft und schadenfroh, so könnte mich eine Schädigung freuen, obwohl ich selber auch zu Schaden käme. Nun liebe ich aber meine Klassengefährten und wünsche ihnen alles Gute. Darum werde ich mich bezähmen und der Ordnung fügen. Die Gemeinschaft ruft mir durch Rückert zu: „Willst du, dass wir mit hinein in das Haus dich bauen, lass es dir gefallen, Stein, dass wir dich behauen“, und ich antworte mit Goethe: „Nach seinem Sinne leben ist gemein; der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.“

Basel, 13. November 1919. Im Sommer ist es leicht, sauber zu sein. Schnell ist das leichte Gewand auf- oder abgestreift, und die Glieder oder den ganzen Körper umspielt das lieblich kühle Wasser. Im Winter hingegen steckt man in warmen Kleidern, und das Wasser ist so kalt! Manche Jungen schaudert es, Hände, Arme und Gesicht zu waschen, von den Füßen gar nicht zu reden. Sie unterlassen darum jegliche Reinigung oder vollziehen sie nur flüchtig und werden so nach und nach zu richtigen Schmutzfinken. Die Feigen nämlich, die Mutigen nicht. Diese spotten der Kälte und bieten dem Winter Trotz. Jetzt erst recht! denken sie. Du sollst mich nicht unterkriegen und einen Saunickel aus mir machen! Sauber will ich sein, und wenn ich zu einem Eiszapfen gefriere! Und wenn die Kälte gar zu arg wird, so summen sie ein Liedchen während des Waschens und gehen aus der Prüfung als Sieger hervor, strahlend von Sauberkeit und Fröhlichkeit und würdig ihrer Klassengemeinschaft.

Basel, 20. Nov. 1919. Wenn wir gute Menschen und wackere Staatsbürger werden wollen, so müssen wir damit anfangen, gute Kameraden und wackere Klassenbürger zu sein, denn was Händchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Zu dieser wichtigen Vorbereitung hat uns die baselstädtische Staatsgemeinschaft ein schönes Zimmer mit allem nötigen Mobiliar übergeben. Hier müssen wir einen Teil unserer Jugendzeit verbringen; hier müssen wir wachsen und gedeihen, hier ist unsere Klassenheimat. Wie jeder Mensch seine Heimat liebt und sie vor Verwüstung schützt, so sollten auch wir es halten mit unserer Klassenheimat. Schande über den, der sie verunziert oder beschädigt! Er ist dem Vogel ähnlich, der sein eigenes Nest beschmutzt. R. möge sich dies zu Herzen nehmen, und wir ändern mit ihm.

Basel, 4. Dezember 1919. Wir rufen und wünschen jeden Morgen: Vive la 1q! Aber wir handeln oft, als ob wir gewünscht hätten: A bas la 1q! Dann nämlich, wenn wir unsere Pflichten versäumen, aber auch dann, wenn wir die Klassenheimat zum Tummelplatz unserer Anselassenheit, unserer kindischen Einfälle und Launen machen, wenn wir die Klasse mit der Gasse verwechseln. Wer uns bei solcher Unordnung beobachtet, bekommt eine geringe Meinung von uns. Wir verlieren den guten Ruf, den wir bisher hatten und kommen in Verruf. Die Ehre der Klasse leidet. Ein guter Klassenbürger kann das aber nicht wollen; er wünscht im Gegenteil, dass seine Klasse in Ehren und Ansehen stehe. Darum ist sein oberster Grundsatz: Alles, was die Ehre und das Interesse der Klasse schädigen könnte, muss streng vermieiden werden. Wir müssen also versuchen, uns mehr zusammenzunehmen, uns besser zu beherrschen. Fehlt uns die Kraft dazu, so sieht es schlimm mit uns und unserer Klassengemeinschaft.

Zur Fibelfrage. Von E. Br., U. (März 1920).

Da die Fibelfrage aufgerollt wird, erlaube ich mir ein paar Worte zu der Einführung ins Lesen, wie sie Hr. Gottlieb Merki in Männedorf empfiehlt, der allen Kapitularen durch seine Volkszeichenschule bekannt ist. Hr. Merki ging bei der Anlage seines „Lesebüchleins für kleine Leute“ von der häufig beobachteten Tatsache aus, dass Kinder oft schon im vorschulpflichtigen Alter anhand der Druckschrift sozusagen von selbst lesen lernen, aus der Druckschrift, die ihnen in Haus und Dorf auf Schritt und Tritt begegnet, in der Zeitung, an Wegweisern, Plakaten, Laden-, Wirtschafts- und Reklameschildern. Für die Erklärung dieser die Augen reizenden Zeichen hat jedes gesunde Kind grosses Interesse; es fragt und plagt daheim Vater und Mutter nach der Erklärung. Auf diese Tatsache baut Merki auf, indem er das Lesen mit der grossen Druckschrift (Steinschrift) beginnt. Mit dem grossen Alphabet umgeht er glücklich eine gefährliche Klippe, die auch die Zürcherfibel enthält: die Unterscheidung von Anfang an zwischen grossen und kleinen Buchstaben. Wie soll ich z. B. einem Kind von 7 Jahren verständlich machen, warum diese, Wort ein kleines l und das andere ein grosses L erheischt, da doch beidemal der gleiche Laut zu bezeichnen ist. Die Grossdruckbuchstaben haben den Vorteil, dass sie samt und sonders einfache Formen sind und auch von schwachen Schülern leicht nachgemalt werden können. Diese zwei Vorzüge, einerlei Buchstaben und einfache Form, haben die praktischen Amerikaner schon längst erkannt; seit vielen Jahren lernen dort die Erstklässler lesen an der Druckschrift. Die Amerikaner sind nicht nur in der Technik Draufgänger und Latenmenschen, sondern, wie es scheint, auch in der Pädagogik. Sie fragen: Wozu lernt der Mensch lesen? Damit er die in der Literatur (im weitesten Sinne der Bedeutung) aufgestapelten Schätze kennen lerne. Darum betrachten sie es zum mindesten als Zeitverlust, Lehrer und Erstklässler mit all dem geistigen Klimbim, der gewöhnlich den Inhalt einer Fibel bildet, zu quälen und sagen: der Erstklässler soll schon an Hand eines literarischen Stoffes, der seiner Fassungskraft entspricht, lesen lernen; so wird Leselust und Interesse ungleich grösser sein. Ich weiss nicht, ob Hr. Merki sich von den amerikanischen Fibern anregen liess, kurz, er geht denselben Weg. An kindertümlichen und doch literarisch wertvollen Stoffen sind wir im deutschen Sprachgebiet nicht verlegen; Merki wählt aus Grimms Kindermärchen zuerst die Geschichte von den Bremer Stadtmusikanten. Im Laufe dieser Geschichte lernen die Erstklässler die grossen Steinschrift-Buchstaben kennen. Ein zweites Heftchen mit der Rotkäppchengeschichte bringt die kleinen Druckbuchstaben. Weitere Hefte sind in Vorbereitung. Was Merkis Lesebüchlein für den Lehrer an Mehrklassenschulen besonders schätzenswert macht, ist, dass sie zugleich eine Fundgrube für eine richtige und abwechslungsreiche Betätigung bilden. Jeder Abschnitt bringt Aufgaben zum Legen, Zeichnen, Schneiden, Formen, so dass der Tätigkeitstrieb und die Bewegungslust der Vorschulzeit nicht plötzlich lahmgelegt oder gar in Gegendampf umgewandelt wird. Um kurz zu sein: ich kann dieses Vorgehen den Elementarlehrern nur empfehlen; die Anwendung zeigte uns, dass dies der Weg der Zukunft sein wird. Dafür spricht schon die grosse Nachfrage aus allen Teilen der Schweiz.

Eine glückliche Idee hatte Merki mit dem Druck eines dritten Heftchens, das auf perforiertem starkem Papier Serien von grossen und kleinen Buchstaben bringt, die sich gut in kleine Legetäfelchen zerschneiden lassen. Diese verlocken geradezu zur Anlage von Lesekästen (Material: alte Tabellen, Zündholzschnitzelchen). Solche Lesekästen erfreuen sich von Seiten der A-B-C-Schützen ganz besonderer Bevorzugung. Kein Wunder: da können sie eben mit den Buchstaben als mit greifbaren Dingen hantieren; der kindliche Geist setzt sich mit ihnen viel intensiver auseinander als mit dem bloss gesprochenen (gehörten) Laut und dem bloss geschriebenen (gesehenen) Lautbild. „Gib mir ein B!“ „Seh, dort liegt ein B am Boden!“ „Du legst ja die B zu den P!“ Zahllose Übungen zur Unterscheidung ergeben sich ungesucht und ungekünstelt; Laut und Lautbild werden

aufs innigste verknüpft. Es ist eine Freude, die Knirpse in ihrem Eifer an den Leseküsten zu beobachten. Vorteilhaft sind ausser dem Lesen als stiller Beschäftigung, welches namentlich dem gepägten Lehrer an Mehrklassenschulen die rationelle Betätigung erleichtert, das Lesen nach Diktat usw. Jedes Heft kostet 60 Rp. (Verlag Debié in Wetzikon).

Schneeglöckleins Glück und Leid. (Etwas für die Kinder.) Von E. Brauchlin.

Tief drin in der Erde wohnte zufrieden und glücklich in seinem kleinen Hüttchen ein Schneeglöcklein. Zwar herrschte da unten ewige Finsternis, und es war oft so still, dass man die ganz kleinen Blumenkinderchen in ihren winzigen Bettchen atmen hörte; aber das Schneeglöcklein, das noch gar nie daran gedacht hatte, dass es anders sein könnte, fühlte sich wohl da unten. Denn was es zum Leben brauchte, hatte es in Fülle, und an Gesellschaft fehlte es ihm auch nicht.

Da geschah es einmal, dass es ganz ungewollt zwei alte, ehrwürdige Blumenzwiebeln erlauschte, die miteinander von ihren Jugenderinnerungen sprachen.

Da vernahm es zu seinem grossen Erstaunen, dass man, wenn man sich nur ein wenig in die Höhe reckte, ganz leicht das Hüttendach durchbrechen könne, und dann gelange man in eine schöne, grosse, glänzende Welt, die voller Wunderdinge sei. Da oben brauche nicht eines am andern sich vorbeizulasten, da sehe nicht alles schwarz aus, — sondern da stehe man unter einem unendlich weiten, hohen, blauen Dache, und von dem fliesse in goldenen Strömen helles, warmes Licht hernieder, erfülle den ganzen unendlichen Raum und auch die Herzlein der aber- und abertausend Blumenkinder und Gräslein, die da ihren Frühlingsreigen tanzen.

Als das Schneeglöcklein solches hörte, war es sehr verwundert; denn noch niemand hatte ihm von der Welt des Lichtes, die ganz nahe über seinem Köpflein sein sollte, erzählt. Und da fing's in seinem Herzlein ganz ungestüm zu pochen an vor Begierde, mehr zu erfahren von der schönen Welt der Freude, wo sich's nach Herzenslust tanzen liess; denn da unten ging das nicht an, da war es viel zu eng und zu dunkel dazu. Getanzt aber hätte es für sein Leben gern.

Also lauschte es weiter dem Gespräch der beiden Zwiebeln. Und die eine von ihnen sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, ja, alles wäre schön und gut, wenn unsere jungen Leutchen nur die Geduld hätten, zu warten mit dem Aufstiege in die Welt des Lichtes, bis der weisse Riese ins Gebirge zurückgekehrt und in seinem langen Sommerschlaf verfallen ist.“

„Du erweckst gar trübe Erinnerungen in mir“, entgegnete die andere Zwiebel, „zwei meiner liebsten Kinderlein habe ich durch den weissen Riesen verloren. Wir sassn beisammen in unserm Häuschen. Da zogen oben ein paar Frühlingsmusikanten vorüber und spielten lustige Weisen, dass es selbst mir wie Tanzlust in meine steifen Beine kam. Ich liess mir aber nichts anmerken, sondern warnte meine Kinder davor, den lockenden Tönen zu folgen; denn mein Nachbar Käfer, der das Frühlingsfest nie verschläft, schnarrte noch, dass die Wände zitterten. Somit war die rechte Zeit noch nicht gekommen. Allein Grünstielchen, mein älteres, und Weissköpfchen, mein jüngeres Töchterchen, hatten kein Ohr für meine Ermahnungen; das Gedudel der Musikanten hatte ihnen rein alle Besinnung geraubt.“

Adieu, Mutterchen! sagten sie, und — waren weg, zur Dachluke hinaus.

Seither habe ich sie nie mehr gesehen. Der weisse Riese hatte sich nämlich nur für ein paar Tage weggegeben, um im Gebirge zum Rechten zu sehen. Und als er, der ein Feind des Lebens ist, wieder kam und das Tanzen und Schalmcién sah und hörte, ergrimmete er. — Leise schlich er in der Nacht durch die Täler und über die Hügel, berührte die Fluren und Gärten und Wälder mit eiskaltem Hauche, und siehe: am Morgen war alles stumm und starr, alles, alles tot. Auch Grünstielchen und Weissköpfchen, die Lieblichsten aller Blumenkinder, lagen bleich und kalt da. Und

so sehr sich andern Tags ein Sonnenstrahl bemühte, die Lieblichen ins Leben zurückzurufen, es war umsonst, sie waren und blieben tot. Ein Käferchen, das mit dabei gewesen war, aber, weil es fliegen konnte, in einem warmen Schlupfwinkel Zuflucht fand, hat mir diese traurige Kunde gebracht.“

Das war die Erzählung der armen Zwiebel, der die hellen Tränen über die furchigen Wangen rollten.

Das junge Schneeglöcklein aber, sobald es wusste, dass da oben Musik sei und getanzt werde auf sonnenwarmer Au, hörte der Zwiebel nur noch mit halbem Ohre zu. Es hatte nun gar keinen andern Gedanken mehr als den, hinaufzugelangen in die Welt des Lichtes. Sein Häuschen kam ihm nun auf einmal eng und ärmlich und das ganze Leben da unten in der Erde sehr trübselig vor. Auch dachte es, die alte Zwiebel sehe alles für viel zu gefährlich an — das mache das Alter —, und Grünstielchen und Weissköpfchen hätten eben länger warten sollen, nämlich solange, wie es nun selber gewartet habe; dann wäre alles gut gegangen. Denn nun sei ganz gewiss die rechte Zeit und der weisse Riese werde sicherlich nicht mehr vom Berg herunterkommen.

Also zog es rasch sein weisses Tanzkleidchen an und kletterte behend die Dachluke hinauf. — Hei, war das ein Jubel, als es sein Köpfchen oben hinausstreckte! Es konnte gar nicht genug schauen und sich wundern und sein Köpflein drehen nach allen Seiten! Viel, viel schöner und weiter und herrlicher war die Welt des Lichtes, als es gemeint hatte. Wie hatte es nur solange unten in dem finstern Lochlein bleiben können!

Und was zum Schönsten gehörte: Ringsum standen, wie es zum Tanze bereit, Blümchen in weissen, gelben, blauen Röckchen und unzählig viele Gräslein in neuen grünen Gewänderchen.

Ei der Tausend! und da kamen gleich auch die Musikanten herbei: feingekeidete Buchfinken, und eine vornehme Amsel, die singen konnte, dass es einem ganz feierlich ums Herz wurde.

Und als dann die Nacht kam, da standen sie alle ruhig da und staunten zu den tausend und tausend Flimmerlichtlein am Himmel hinauf und meinten nichts anderes, als das seien auch weiss gekleidete Blümchen, die ihr Frühlingsfest feiern.

Am folgenden Morgen aber ging der Jubel wieder los und —

Wie erschrak plötzlich das Schneeglöcklein! Eben als es ansahnte vom Tanze, fühlte es ein Frösteln, und es gewahrte, dass das strahlende Licht am Himmel verschwunden war; und wie es sich abermals umsah, da hatte alles seinen Glanz verloren. Alle Blümchen und Gräslein hatten aufgehört zu tanzen, schauten ängstlich drein und es hörte von überall her flüstern: „Der weisse Riese, der weisse Riese!“ und es flüsterte das unheimliche Wort nun selber dem Nachbarblümchen zu.

Da fiel es ihm ein, es könnte nun eigentlich schnell wieder durch die Luke hinuntersteigen in sein Hüttchen und es wohl verschliessen.

Aber o weh! der Deckel war zu, und es half kein Mühen und Weinen. — er liess sich nicht heben. —

So stand es denn, starr vor Angst, unter den andern Frühlingskindern, die ihrem Mütterlein entlaufen waren. Immer noch hoffte es ein wenig, es könnte doch noch alles wieder gut werden.

Aber es hoffte umsonst.

Der Abend kam, die Nacht — — — und der weisse Riese schritt leise durch die Täler und über die Hügel, hauchte an Fluren, Gärten und Wälder und auch das Schneeglöcklein — — — . Und alsbald fühlte es die Gliedlein kalt und starr werden — — — .

Und als am Morgen ein Sonnenstrahl des Weges kam, fand er das arme Blümchen bleich und tot am Boden und neben ihm viele, viele andere.

Die Reinhardtschen Rechenlabellen, Verlag A. Francke, Bern, gehen unsern Stiftungen, auch dem Schweizerischen Lehrerinnenverein, alljährlich einige hundert Franken Provision.